

1. **Überschrift erster Ordnung: Nicht verwenden!**

1.1 **Poststrukturalismus**

1.1.1 **Kurzgeschichte der Theorietradition**

Das, was seit Ende der 80er Jahre unter dem Begriff „Poststrukturalismus“ in Anthologien und Übersichten eingefriedet und kanonisiert wird (z.B. Münker/Rösler 2000), ist alles andere als ein friedvolles oder einheitsverdächtiges Terrain. Mehr noch: Der Poststrukturalismus selbst bestreitet solche Formen der Kohärenzbegründung, des Strukturvertrauens und des Identitätsvorrangs. „Die poststrukturalistischen Programme sind nicht geschrieben, um referierbar zu werden“ (Kittler 1980, 12). Trotz oder wegen der Schameffekte, die jede „Einführung“ also schon deshalb zeitigen müßte, weil sie sich eine Position außerhalb oder über ihrem Gegenstand anmaßt, hat es sich anscheinend als praktikabel erwiesen, die Frage nach einem mehrheitsfähigen Theoriedesign mit einer statistisch verlässlichen Liste von Eigennamen zu beantworten: Foucault, Derrida, Baudrillard, Lyotard, Virilio (vgl. ergänzend Kapitel 9 und 13).

„Poststrukturalismus“ kann in diesem Sinne nicht die Geschichte einer methodischen Schule beschreiben, sondern nur die Praxis verschiedener Schreibweisen addieren, die das Schreiben solcher Geschichten gerade in Frage stellen. Dies erhellt den performativen Widerspruch, daß die hier versammelten Theorien allesamt ein gebrochenes Verhältnis zur Theorie haben und daß sie, in unterschiedlicher Weise, nicht von Möglichkeiten, sondern von Unmöglichkeiten, nicht von Gewißheiten, sondern von deren Auflösung, nicht von Begründungen, sondern von deren Verschwinden spre-

chen – sei es des Menschen (Foucault), der Präsenz (Derrida), der Repräsentation (Baudrillard), der großen Erzählungen (Lyotard), oder des Raums (Virilio).

Getragen von intensiven Heidegger- und Nietzsche-Lektüren, von Fragen nach Sprache und Macht, nach Technik und Metaphysik also, formulierte sich dieses Unbehagen während der sechziger bis achtziger Jahre zunächst in Frankreich und an einer Revision der Grundbegriffe des Strukturalismus. Dabei könnte man den Übergang von Strukturalismus zu Poststrukturalismus als Wechsel von einem endlichen zu einem unendlichen Analysekontext zu verstehen. Dieser wirkt destabilisierend auf verschiedene strukturalistische Versuche, dem Denken des Subjekts dadurch Sinnbestimmtheit zurückzugewinnen, daß es dieses Subjekt in einem endlichen und damit prinzipiell übersichtlichen System, in einer taxonomischen Ordnung von Elementen und Oppositionen zu lokalisieren suchte. Der Poststrukturalismus unterläuft in diesem Sinne die strukturalistische Trennung von Tiefen- und Oberflächenstruktur, von *langue* und *parole*, von Universellem und Partikularem und damit auch dessen Vertrauen, Sinn und Bedeutung wenn schon nicht im Subjekt so doch wenigstens in der Struktur finden.

Der Poststrukturalismus ist daher auch keine Medientheorie in dem Sinne, wie beispielsweise Mediensoziologie, Filmgeschichte, Publizistik oder Kommunikationswissenschaften eine zu besitzen beanspruchen. Es geht ihm auch nicht darum, sogenannte empirische Sachverhalte oder Fakten zu beschreiben, zu klassifizieren oder zu interpretieren, sondern allenfalls um jene Bedingungen, die so etwas wie „Empirie“, „Sachverhalte“ oder „Fakten“ erst erzeugen und erhalten. Poststrukturalismus bedeutet vielmehr eine Infragestellung der Möglichkeitsbedingungen tradierter geisteswissenschaftlicher Elemente wie „Geist“, „Geschichte“ oder „Mensch“ selbst, ermöglicht aber gleichwohl eine produktive Analyse jener Domänen, wo diese zuhause waren (Kittler 1980, 12).

Nach einem Höhepunkt internationaler Rezeption in den achtziger Jahren (und zunächst in der Literaturwissenschaft) sind die Provokationen des Poststrukturalismus heute in Bereichen wie den *Gender-Studies*, den *Cultural-* und *Colonial-Studies*, vor allem aber in den Medienwissenschaften virulent. Die folgenden, stark selektiven Raffungen sind daher schon auf drei zentrale medientheoretischen Fragen zugeschnitten, die vom Impuls des Poststrukturalismus

angestoßen werden: *erstens* nach den Formationen und Apparaturen des Wissens, *zweitens* nach der Materialität semiotischer Prozesse und *drittens* nach dem Status von Medien-Ereignissen.

1.1.2 Grundbegriffe und –definitionen

Foucault (Diskurs/Dispositiv)

Michel Foucaults Diskursanalysen versuchen eine Rekonstruktion von Bedingungsbeziehungen, die weder der *langue* noch der *parole* angehören. Sie bezweifeln damit jede Möglichkeit einer objektiven, zuverlässigen und universellen Begründung des Wissens und zugleich die Existenz eines Wissens, das durch den richtigen Gebrauch der Vernunft gewonnen werden könnte und darum wahr wäre. Das Subjekt ist damit (anders als in transzendentalpragmatischen Theorien wie z.B. bei Apel oder Habermas) nicht Ausgangsbedingung des Diskurses sondern sein (historischer) Effekt. Diskurse sind epistemische Systeme, die einerseits das Wissen des Subjekts bestimmen und andererseits erst denken, was ein Subjekt ist. Insofern „der Mensch“ also nicht mehr Konstitutionsinstanz der Geschichte, sondern (s)eine Diskursfigur ist, treten archivierte Gegebenheiten von Redepraktiken an die Stelle geisteswissenschaftlicher Geschichten, deren Regelmäßigkeiten die Möglichkeit von Erfahrungen erst einräumen. Diskursanalyse bedeutet daher zugleich eine Analyseform von Macht, die über eine soziologische oder politische Kritik hinausgeht, indem sie deren technisch-positive Seite als Netzwerk von Technologien, Symboliken und Institutionen zeigt.

Diese von Foucault und anhand von Begriffen wie „historisches Apriori“ und „Archiv“ betriebene, neuzeitliche Wissensgeschichte steht in der Tradition der historischen Epistemologie (Georges Canguilhem, Gaston Bachelard), die seit den dreißiger Jahren eine Geschichte der Wissenschaften entlang von Regeln und Rahmenbedingungen wissenschaftlicher Aussagenproduktion versuchte. Foucault spitzt dieses Konzept jedoch zu, indem seine Geschichte des Wissens keine Geschichte der Wissenschaften ist. Fachgebiete und Wissenschaften werden vielmehr überschritten, so daß die wissenschaftliche Aussage in einem heterogenen Komplex von Praktiken und Prozeduren lokalisiert werden kann. In Abkehr vom Objektbe-

zug kann Wissen verschiedene Gebeite durchqueren und dieselben Regelmäßigkeiten ausprägen, die nicht bloß textueller Art sein müssen (etwa als Gemälde, als literarischer Text, als amtliche Verordnung oder wissenschaftliches Experiment). „Das Wesentliche [liegt ...] in der Entdeckung und Vermessung jenes unbekanntes Landes, in dem eine literarische Fiktion, eine wissenschaftliche Proposition, ein alltäglicher Satz, ein schizophrener Unsinn usw. gleichermaßen Aussagen sind“ (Deleuze 1987, 34). Nicht die Wahrheitsfähigkeit von Aussagen, sondern die Bedingungen des Archivs, unter denen Aussagen als Ereignisse auftreten und sich formieren können, bilden mithin den Horizont der Diskursanalyse.

Mit dem Begriff des „Dispositivs“ lassen sich dabei drei Schwierigkeiten dieses Ansatzes lösen: erstens das Problem der Überschreitung der Dichotomie von diskursiv und nicht-diskursiv, zweitens die Frage nach der Kausalität historischer Übergänge und drittens die Herausforderung, nicht in Modellen von Basis und Überbau zu denken. Das Dispositiv versteht sich als Konstellation heterogener Elemente – Elemente, die nicht einer Gattung oder einem System angehören und deren Zusammenhang strategischer Natur ist. Dabei produziert das Dispositiv etwas, das nicht von vornherein in der Strategie beabsichtigt war. Es schafft vielmehr Kontingenz und produziert gewissermaßen strategische Unfälle oder Emergenzen. Diese Effekte können jedoch vom Dispositiv wieder genutzt werden. (Beispielsweise erzeugt das Sexualdispositiv mit seinem strategischen Ziel der Normalität zugleich Perversionen.) Das Dispositiv macht in diesem Sinne soziale Erfindungen. Es definiert sich lokal und unterscheidet sich dadurch vom System oder der Institution, so daß es beispielsweise keinen ontologischen Machtbegriff benötigt.

Liotard (Wissen/Sprachspiel)

Jean-François Lyotards Diagnose einer „postmodernen“ Epochen-schwelle markiert ein *wissenshistorisches* Datum als ein *medienhistorisches*: Es wird bezeichnet durch „die Probleme der Kommunikation und die Kybernetik, die modernen Algebren und die Informatik, die Computer und ihre Sprachen, die Probleme der Sprachübersetzung und die Suche nach Vereinbarkeiten zwischen Sprachen – Automaten, die Probleme der Speicherung in Datenbanken, die Telematik und die Perfektionierung ‚intelligenter‘ Terminals“

(Lyotard 1986a, 20f.). Es sind, anders gesagt, Kybernetik, Informationstheorie und Digitalcomputer, die die neuen Kommunikations- und Verkehrsformen postindustrieller oder „informatisierter“ Gesellschaften heraufgeführt haben. Mit ihnen vollzieht sich nicht nur eine tiefgreifende Transformation des Wissens durch die neuen Bedingungen seiner Speicherung, Prozessierung und Übertragung, die mit Vergessen, Emergenzen und Umordnungen einhergeht und eine Tendenz zur Kommerzialisierung und Veräußerlichung des Wissens ausmachen lassen. Vielmehr wird die Rechtfertigung dessen, was als Wissen oder Wissenschaft gelten kann, selbst problematisch.

So ist es Platons Ausgrenzung des „narrativen Wissens“ aus dem Logos – eines Wissens, das den Ort definiert an dem es erzählt wird und das heterogene Kompetenzen verflucht, eines Wissens, dessen pragmatische Regeln ein soziales Band ausmachen und das zuletzt, stets aufs Neue, eine ephemere Zeitlichkeit entfaltet –, aus der ein wissenschaftliches Wissen hervorgeht, das gleichwohl das narrative Wissen in seine Dienste beruft. Denn anders als das narrative Wissen, das keiner Autorisierung bedurfte, braucht das wissenschaftliche Wissen die „großen Erzählungen“, durch die es seine Legitimität gewinnt und in denen es seine Einheit erhält.

Die Delegitimation dieser *grand récits* in der Postmoderne ist daher in gewissem Sinne eine Rückkehr der ausgeschlossenen Partikularität des narrativen Wissens. Lyotard beschreibt diese Verfaßtheit (in Anlehnung an den späten Wittgenstein und die Sprechakttheorie Austins) als Pluralität von „Sprachspielen“. Geltungsansprüche können nur noch für einzelne, heteromorphe und irreduzible Sprachspiele formuliert werden, die auf keiner höheren Ebene mehr überdeckt oder aufgehoben werden. Das postmoderne Wissen ist damit ein Ensemble methodenloser, Geschichten erzählender und Einfälle produzierender Spiele. Dabei grenzt sich Lyotard gegen die „terroristischen“ Isomorphiebestrebungen der Systemtheorie (Luhmann) einerseits und gegen ein überkommenes Emanzipationsideal des Strebens nach einem allgemeingültigen Konsens (Habermas) andererseits ab. Die agonalen Sprachspiele sind diskontinuierlich und erfinderisch, und jeder Konsens bleibt ihnen lokal.

Im Konzept des Widerstreits (*différend*) reformuliert Lyotard dieses Konzept in der Terminologie von „Satz-Regelsystemen“ und „Diskursarten“. Erstere sind Regeln, die Sätze bestimmen können wie Fragen, Befehlen, Argumentieren oder Beschreiben, letztere

bestimmen die Verkettungs- oder Verknüpfungsmöglichkeiten ungleichartiger Sätze zu verschiedenen Zielen. Jede Verkettung stellt einen Akt des Unrechts dar, da es zwar mehrere Anschlußmöglichkeiten gibt, aber immer nur eine aktualisiert wird. Über Recht und Unrecht kann jedoch kein übergeordneter Diskurs entscheiden. Die grundlegende Heterogenität und Inkompatibilität verschiedener Diskurse impliziert Konflikte, die nicht geschlichtet oder gar entschieden werden könnten und installiert einen Widerstreit, der nicht reduzierbar ist. Ein prominentes historisches Beispiel eines Widerstreits ist die Kunst der Avantgarden (Lyotard 1986b).

Indem die von Lyotard beschriebene Veränderung des Wissens das Interesse auf Grenzen und Konflikte, auf „Frakta“, Paradoxien und Instabilitäten fokussiert, formuliert sie mindestens drei Aufgaben. *Erstens* eine philosophisch-politische, die nach der gegenwärtigen oder historischen, auf jeden Fall aber willkürlichen Dominanz bestimmter Diskurse zu fragen hätte, die den unüberwindbaren Widerstreit zwischen Diskursarten bewußt machen und halten müßte, und die zuletzt auszumachen hätte, wie Gerechtigkeit ohne höchste Instanz und ohne Konsens zustande kommen kann. *Zweitens* eine anthropologische, die zu konstatieren hätte, daß der Mensch nicht der Herr und die Sprache sein Kommunikationsinstrument ist, sondern daß er nur in ein bereits ohne ihn eröffnetes Spiel eintritt und mit den Modi der Nicht-Darstellbarkeit und der Unverfügbarkeit rechnen muß. Denn wider den Anthropozentrismus erweist er sich nicht als Subjekt (s)eines, sondern als Kreuzungs- und Durchgangsort verschiedener Sprachspiele. *Drittens* eine pädagogische, die gute Spieler in dem Sinne erzeugt, daß sie Konsens als einen vorübergehenden Zustand der Legitimation zu schätzen wissen, deren Ziel jedoch der Dissens und die Paralogie der Differenz ist. Dazu gehören, nach Lyotard, nicht zuletzt die Sprachspiele an und mit Informationsmaschinen, d.h. eine navigatorische Kompetenz in frei zugänglichen Datennetzen und die Spielfähigkeit in formalen oder Programmier-Sprachen.

Derrida (Dekonstruktion/Differenz)

Jacques Derrida liest die Begründung der abendländischen Philosophie, die Frage der Metaphysik und ihrer Kritik, als eine nach dem ontologischen Status von Stimme und Schrift. Dabei geht es nicht

um eine Soziogenese von Schrift(en), sondern ein Apriori der Spur. So stand bei Platon die *phonē*, die lebendige Stimme, in ihrer Präsenz für Fülle, Seele oder Geist ein. Als stimmliche Sich-selbst-Gegenwärtigkeit begründete sie eine Derivation von Seele zu Stimme zu Schrift (*gramma*) und verwies damit die Schrift in eine exteriore Position, einen Ort der Nachträglichkeit oder Absenz. An diesem Punkt, an dem die Schrift zum Aufschub und Supplement einer gegenwärtigen und ursprünglichen Rede erniedrigt wird, setzt Derridas Dekonstruktion an. Denn erst die Schrift (oder genauer: das griechische Vokalalphabet) ermöglicht es, daß das gesprochene Wort als Ursprung und sie selbst als sekundär erscheinen kann. So wie die Stimme die Nachträglichkeit der Schrift denken läßt, so gibt die Schrift die Vorgängigkeit der Stimme erst zu denken. Diese Differenz von Stimme und Schrift ist folglich zwar anfänglicher, aber sie beansprucht nicht das Privileg des Ursprungs und damit der Überlegenheit. Eine solche Rehabilitation des Schriftbegriffs markiert den Umstand, daß an der Begründung der Metaphysik ein medienhistorischer Umbruch steht, der im gleichen Moment seine Medien verdrängt. Wenn das Vergessen der Lautsubstanz im Sprechen und gleichzeitigen Sich-Vernehmen der Stimme die phonozentristischen Hierarchien von Innen und Außen, Seele und Körper, Urbild und Abbild ermöglicht, dann liegt ihre angemessene Kritik in einer Wissenschaft der „Grammatologie“ (Derrida 1974).

Derridas Dekonstruktion des Phonozentrismus trägt daher explizit medienwissenschaftliche Züge. Sie richtet der Schrift eine autonome Sphäre ein und vervielfältigt und erweitert damit zugleich ihren Begriff. Einem derart erweiterten Schriftbegriff gehört die phonetische Schrift der gesprochenen Sprache ebenso an wie die formalen Sprachen der Mathematik, er beinhaltet die Aufschreibesysteme technischer Medien (wie Phonographie oder Photographie) ebenso wie die Programmiersprachen digitaler Computer, Notenschriften ebenso wie Kymographen, und er macht keinen Unterschied zwischen Sprachen mit oder ohne vorgängige(r) Oralität, mit oder ohne extrasymbolische(n) Bezügen.

Baudrillard (Simulation/Verführung)

Jean Baudrillards kulturkritisches Oeuvre nimmt seinen Ausgang an explizit medientheoretischen Überlegungen. Einerseits geht es um

die Frage nach der Existenz eines „Etwas“, das der Vermittlung durch Medien exterior bleibt, das unangetastet in einem Außen verweilt und von ihnen nur vermittelt wird – andererseits um die Frage nach der Möglichkeit eines Subjekts des Gebrauchs, das sich dieser Vermittlung in irgendeiner Weise bedienen kann. Da sich diese Elemente von Objekt, Medium und Subjekt jedoch nicht separieren lassen, wird die Möglichkeit eines „kritischen Standpunkts“ oder einer „Distanz“ zu medialen Phänomenen allgemein fraglich.

Ausgehend von seinen frühen Überlegungen zur Ökonomie des Zeichens (Baudrillard 1972) gelangt Baudrillard daher zu der programmatischen Feststellung: „Es gibt keine Medientheorie“ (Baudrillard 1978, 83). Jeder Standpunkt und jeder Versuch eines kritischen Beobachtens ist in Medien selbst eingebunden. Das Medium ist insofern absolut oder „total“, als es kein Subjekt gibt, das sich seiner entledigen könnte. Daher gibt es keine Schau (oder *theoria*) und kein Außen, sondern nur Aufenthalte im Medium oder, mit Derrida, ein Verweilen auf der Ebene der Spuren. Versuche einer marxistischen Medientheorie wie etwa den Enzensbergers (Kursbuch 1999, 264-299) disqualifiziert Baudrillard als anachronistischen, nostalgischen und letztlich unzulänglichen Import. Denn die Medien postindustrieller Gesellschaften operieren weder im Feld materieller Produktion, noch sind sie in das Schema von Basis und Überbau integrierbar. Sie haben keine vorgängige Ideologie, die anschließend in sie einginge. Und es geht in ihnen nicht um Inhalte, sondern um die Codierung von Diskursbedingungen, nicht um Kommunikation oder Vermittlung, sondern um das Erzeugen von Aufschub und Abwesenheit („kybernetische Illusion“). Daraus ergibt sich für Baudrillard die Diagnose, daß wir *erstens* nichts wissen können, was nicht immer schon von Medien oder Codes formatiert, gespeichert und übertragen ist (Simulationsthese), daß *zweitens* von einem dezentralen und autoreflexiven Machtbegriff, von Mechanismen des feedback und der Selbststeuerung als einem „dezentralisierten Totalitarismus“ auszugehen ist und daß dadurch *drittens* eine Situation der radikale Infragestellung medientheoretischer Kategorien geschaffen wird. „Alle Theorien, welchem Horizont sie auch immer entstammen, wie gewaltsam sie auch vorgehen und vorgeben, in eine Immanenz zurückzufinden oder zu einer Beweglichkeit ohne Bezugspunkte flottieren und haben nur den Sinn, sich gegenseitig zuzuwenden“ (Baudrillard 1982, ...).

Weit davon entfernt, sich einer Funktionsbeschreibung derart autopoietischer Systeme zu widmen, sind Baudrillards Texte von einer Ambivalenz zwischen (pessimistischer) Affirmation und (utopischer) Negation getragen. Während sie auf der einen Seite die „Ekstase“ der Thore ausrufen und die Medien für einen Kollaps des Realen verantwortlich machen, suchen sie zugleich nach Phänomenen, die auf selbstreflexive Geschlossenheit zustrebende Systeme verunsichern und möglicherweise ein Außerhalb der Medien markieren. Dies sind zunächst die politischen Aktionen des Situationismus, später dann die Theorien der Verführung. Dabei versucht Baudrillard, die Verführung als ontologische Dimension stark machen. In der Wechselseitigkeit der Verführung soll sich das Problem einer „obszön“ gewordenen Subjektphilosophie lösen. Als Versuch einer Emanzipation des Objekts entläßt sie dieses aus der Herrschaft des Subjekts und unterläuft die durch Reflexion gesetzte Differenz von Subjekt und Objekt. Das Ergebnis solcher Gleichberechtigung oder Aufhebung wäre „das reine Ereignis“ (Baudrillard 1987, ...) – eine unhierarchische und ursprungslose, duale oder duellhafte Situation, eine medienfreie Zone gewissermaßen, in der jeder Verführer zugleich schon Verführter und jedes Subjekt zugleich schon Objekt der Verführung ist.

Virilio (Dromologie)

Paul Virilios medienhistorische und kulturkritische Arbeiten, die er selbst im Begriff der „Dromologie“ zusammenfaßt, beschäftigen sich mit der Geschichte und Struktur von Geschwindigkeit und Beschleunigung. In einem essayistischen, fragmentarischen und beispielgesättigten Stil vorgetragen, verschränken sich in ihnen Technikphilosophie und Militärgeschichte, Medientheorie und Phänomenologie der Wahrnehmung. Den weithin rezipierten und damit programmatischen Auftakt bildet die Analyse des Unterhaltungskinos der Zwischenkriegszeit als militärisch-industrieller Komplex (Virilio 1986b), die eine gemeinsame Geschichte von technischen Medien und technischen Kriegen zu schreiben sucht. In optischen Medien, die auf imaginären Funktionen der Faszination und Blendung, der Tarnung und Täuschung beruhen, verkoppeln sich demzufolge Medieneffekte mit militärischen Strategemen des Wissens um den Feind und der Tarnung vor ihm. Das strategische Interesse an höchster

Geschwindigkeit (sei es zur Kontrolle eigener Truppen, zur Beobachtung des Feindes oder zur möglichst verzögerungsfreien Steuerung eigener Reaktionen) hat demnach – so Virilios anschließende These – nicht nur den rasanten Aufstieg technischer Medien entscheidend vorangetrieben. Vielmehr läßt sich die Beschleunigung selbst und allgemeiner als Motor der Geschichte – von den ersten Reitern und den antiken Transportsystemen bis hin zur Annäherung an die „Echtzeit“ aktueller Medienverbände, Waffen- und Informationssysteme – ausmachen.

Aus dieser Annahme resultieren mindestens vier Thesen. *Erstens* eine epistemologische These, insofern die eskalierende Geschwindigkeit als das historische Apriori eines zugleich kriegerischen und epistemologischen Dispositivs gedacht wird. *Zweitens* eine (an Heidegger anschließende) technikphilosophische, insofern die Beschleunigung in einem Wettlauf mit sich selbst vergißt, ihr Wesen zu bedenken, das nicht die Geschwindigkeit ist. *Drittens* eine historische These, insofern die Dromologie teleologisch und letztlich apokalyptisch auf ein absolutes Ende hin argumentiert. Die Lichtgeschwindigkeit als unüberschreitbare Grenze impliziert die katastrophische Situation eines „rasenden Stillstands“ (Virilio 1992b), in der instantane Telepräsenz und gleichzeitige Kataraxie zu einem vollkommenen Verlust oder einer Implosion des Raumes führen. *Viertens* und zuletzt eine medienpsychologische These, insofern menschliche Wahrnehmungsorgane durch leistungsfähigere technische substituiert werden und eine Verwirrung oder gar Verwechslung von Wirklichkeit und Blick, von Realem und Imaginärem stattfindet.

1.1.3 Anwendungen in der Medienwissenschaft

Wenn „der“ Poststrukturalismus also in seinen verschiedenen Spielarten der Theorie ihren Boden entzieht, dann unterläuft er zugleich auch deren Vorgängigkeit im Hinblick auf eine spätere Applikation. Er offeriert keine Anwendungen, sondern allenfalls Anregungen, produziert keine Einführungen, sondern allenfalls Versuche von Auslassungen: sei es der Identität, des Universellen, des Subjekts, der Präsenz, der Transzendenz, des Strukturvertrauens oder dessen, was Harold Bloom einmal die vier Orthodoxien der Präsenz (*religious illusion*), der Einheit (*organic illusion*), der Form (*rhetorical*

illusion) und des Sinns (*metaphysical illusion*) genannt hat. Vor allem aber verfaßt er keine Methodologie.

Dennoch lassen sich die Spuren, die die Vertreter des Poststrukturalismus einer Medienwissenschaft in unterschiedlicher Stärke und mit wechselnder Beteiligung legen, grob systematisieren.

Das Wissen der Medien

Medien stellen das Wissen, das sie speichern, verarbeiten und vermitteln jeweils unter die Bedingungen, die sie selbst schaffen und sind.

In diesem Sinne ist keine Diskursanalyse denkbar ohne ein medienhistorisches Substrat. Eine maßgeblich von Foucault angeregte Medienwissenschaft widmet sich daher den *Kulturtechniken* als jenem Einsatz von Technologien (vom Alphabet bis zum Computer, von der Geometrie bis zu den *life sciences*), der die Konstitution und die Umschlagformen von Wissen beschreibt. Denn es sind Medientechnologien, die die Grenzen von Sagbarem und Unsagbarem, Sichtbarem und Unsichtbarem, Ordnung und Differenzlosigkeit ziehen und damit die Grenzen bestimmen, die einen historischen Wissenszusammenhang von (s)einem Nicht-Wissen trennen. Sie hat darüber hinaus jene *Institutionen* zum Gegenstand, die die Sammlung und Distribution von Wissen organisieren, die anonyme Diskursverwaltung der Sekretäre und Büros, die Register und Buchführungen, die Archivare und Kataloge beispielsweise, die mit unterschiedlichem Einsatz an der Herstellung von Wissensordnungen beteiligt sind. Zuletzt beschäftigt sie sich mit den *Poetologien* oder Präsentationsformen des Wissen, seiner Inszenierung in Karten oder Listen, Diagrammen oder Bildern, Computernetzen oder Enzyklopädien, literarischen Texten oder wissenschaftlichen Protokollen, deren Besonderheit medialen Bedingungen unterliegt. Eine diskursanalytisch operierende Medienwissenschaft nimmt damit die unterschiedliche Rede vom Menschen als einer Kreuzung von Diskursarten oder seinem „Verschwinden“ insofern ernst, als sie „sein“ Wissen (im doppelten Sinne) als Medieneffekt eines Zusammenspiels von Technologien, Institutionen und Poetologien begreift. Sie grenzt sich damit ab von einer humanistischen Medienethik, die am Subjekt ansetzt, und von einer empirischen Mediensoziologie, die das Soziale voraussetzt, statt beide als Medien-Ereignisse zu begreifen und

zu untersuchen. Stattdessen sucht sie den Austausch mit der Wissenschaftsgeschichte und den Kulturwissenschaften.

Die Materialität von semiotischen Prozessen

Medien sind nicht abstrakte Träger eines fremden Sinns, sondern sind konkret und haben einen materialen Eigensinn.

Derridas Entwurf einer Grammatologie hat den medienwissenschaftlichen Blick in vielfältiger Weise auf die „Materialität der Kommunikation“ gelenkt – von Kerbhölzern bis hin zu Schreibmaschinen, von Tintenstrichen bis hin zu Bildröhren, von beweglichen Lettern bis hin zu Bewegungsschreibern oder von Fotopapieren und Wachswalzen bis hin zu Digitalcomputern. Dabei war es vor allem Friedrich Kittler, der – ausgehend von einer Analyse von „Positivitäten“ im Sinne Foucaults – die Differenz geltend gemacht hat, nach der die historisch besondere, technisch-materielle Konstitution von Zeichen je erst ihre Signifikate hervorbringt. Jeder Humanismus des Gedankens vergesse demzufolge seine mediale Bestimmung durch die Schrift und verkenne, daß der Mensch nicht völlig im Menschen ist. Eine Philosophie der Medien beginnt demnach bei den Medien der Philosophie oder ihrem „Schreibzeug“. In diesem Sinne geht Kittler über Foucault mit der Vermutung hinaus, daß dessen Begriffe selbst der Entwicklung technischer Medien entsprungen sind. Und dies impliziert die Notwendigkeit, mit einer Diskursanalyse der Medien nicht im Kosmos des Alphabets und der Bibliotheken zu verbleiben und diesem lediglich neue Fallstudien zu addieren. Vielmehr erschließt eine Medienwissenschaft der Materialitäten (oder auch „Medienarchäologie“, Ernst 2000) das Gebiet des non-diskursiven, „submedialen Trägerraums“ (Groys 2000, 20) von Papier, Fotochemikalien, Leinwänden, Videobändern oder Schaltplänen. An dieser Stelle findet die Medientheorie Anknüpfungspunkte zu den Ingenieursdisziplinen und den sogenannten Hilfswissenschaften.

Medien-Ereignisse

Medien kommunizieren nicht nur Ereignisse, sondern kommunizieren zugleich sich selbst als Ereignis mit.

Bei Lyotard bezeichnet die Zone der Leere zwischen den Sätzen, das „und“ der Diskursarten, einen solchen Ort des Ereignisses. Jeder

unwahrscheinliche Anschluß eines weiteren, heterogenen Diskurs-elements bezeichnet einen Bruch und ein Ereignis im Sprachkontinuum und markiert die Virtualität oder den Möglichkeitscharakter des Moments. Die im Ereignis aktualisierte, besondere und immer ungerechte Möglichkeit mag zwar unvorwegnehmbar sein, die Bedingungen und die Wahrscheinlichkeit ihres Erscheinens sind jedoch historisch und systematisch durch Medien begrenzt. Denn das Ereignis ist nicht auf die Sprachtätigkeit des Menschen reduzierbar, sondern bemißt sich an den Verfügbarkeiten und der Stochastik von „Satz-Regelsystemen“ oder „Sprachspielen“, die (als Medien) immer schon mitsprechen und jeden Ereignishorizont abstecken.

Dieser virtuell/aktuelle Status von Medien-Ereignissen beschränkt sich nicht auf eine Nähe zur mathematischen Informationstheorie. Er reformuliert zugleich auch Foucaults Unterscheidung zwischen dem „Archiv“ dessen, was gesagt werden kann und dem, was (so oder anders) als Aussage-Ereignis erscheint. Er ist nicht minder bezeichnend für Virilios historische Fallstudien von Medien-Ereignissen (beispielsweise dem Nürnberger Parteitag als Ereignis des Films) und seine Untersuchungen zur Telepräsenz und De-Territorialisierung von Ereignissen. Er bestimmt Baudrillards Simulationsthesen zur Allmacht des Codes und zur Undarstellbarkeit von Ereignissen „an sich“ (Nicht-Statffinden des Golfkriegs) ebenso wie seine Suche nach dem kritischen Potential „reiner Ereignisse“ (Verführung, Objekt, Duell). Und er trägt zuletzt auch Derridas Fragen nach Metaphysik oder Präsenz als Ereignissen der Schrift.

Den Medienwissenschaften wird durch diese virtuell/aktuelle Figur des Medien-Ereignisses ein weites und noch kaum abgestecktes kulturhistorisches Terrain eröffnet. Als Domäne jener medialen Dispositive, die Ereignis und Geschichte verhalten, umfaßt es heterogene Elemente wie Technologien, Symboliken, Institutionen, Architekturen oder Körper und beschränkt sich nicht auf die etablierten medienwissenschaftlichen Schauplätze von Theater, Kino oder Fernsehen, sondern umfaßt Bibliotheken, Autobahnen oder Labortische nicht weniger als Computernetze, Programmiersprachen oder Medientheorien selbst.

1.1.4 Literatur

- Baudrillard, Jean (1972): Pour une critique de l'économie du signe. Paris: Gallimard.
- Baudrillard, Jean (1978a): Agonie des Realen. Berlin: Merve.
- Baudrillard, Jean (1978b): Kool Killer oder Der Aufstand der Zeichen. Berlin: Merve.
- Baudrillard, Jean (1982): Der symbolische Tausch und der Tod. München: Matthes & Seitz.
- Baudrillard, Jean (1983a): Laßt euch nicht verführen!. Berlin: Merve.
- Baudrillard, Jean (1983b): Oublier Foucault. München: Raben.
- Baudrillard, Jean (1986): Die göttliche Linke. München: Matthes & Seitz.
- Baudrillard, Jean (1987): Das Andere selbst. Habilitation. Wien: Passagen.
- Baudrillard, Jean (1991): Das System der Dinge. Frankfurt/M.: Campus.
- Baudrillard, Jean (1992a): Die fatalen Strategien. München: Hanser.
- Baudrillard, Jean (1992b): Von der Verführung. München: Matthes & Seitz.
- Behler, Ernst (1988): Derrida – Nietzsche. Nietzsche – Derrida. Paderborn: Schöningh.
- Bolz, Norbert (1990): Theorie der neuen Medien. München: Raben.
- Bolz, Norbert (1992): Eine kurze Geschichte des Scheins. München: Fink.
- Bolz, Norbert (1993): Am Ende der Gutenberg-Galaxis. München: Fink.
- Bolz, Norbert (2001): Weltkommunikation. München: Fink.
- Deleuze, Gilles (1987): Foucault. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Derrida, Jacques (1972): Die Schrift und die Differenz. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Derrida, Jacques (1974): Grammatologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Derrida, Jacques (1982/84): Die Postkarte von Sokrates bis Freud. Berlin: Brinkmann & Bose.
- Derrida, Jacques (1988a): Die Stimme und das Phänomen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Derrida, Jacques (1988b): Randgänge der Philosophie. Wien: Passagen.

- Derrida, Jacques (1988c): Ulysses Grammophon. Berlin: Brinkmann & Bose.
- Derrida, Jacques (1989): Wie nicht sprechen. Verneinungen. Wien: Passagen.
- Derrida, Jacques (1992a): Die Wahrheit in der Malerei. Wien: Passagen.
- Derrida, Jacques (1992b): Vom Geist. Heidegger und die Frage. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Derrida, Jacques (1997): Dem Archiv verschrieben. Berlin: Brinkmann & Bose
- Engell, Lorenz (1994): Das Gespenst der Simulation. Ein Beitrag zur Überwindung der „Medientheorie“ durch Analyse ihrer Logik und Ästhetik. Weimar: VDG.
- Engelmann, Jan (Hg.) (1999): Botschaften der Macht. Der Foucault-Reader. Diskurs und Medien. Stuttgart: DVA.
- Ernst, Wolfgang (2000): M.edium Foucault. Weimar: VDG.
- Foucault, Michel (1971): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1973): Archäologie des Wissens. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1974): Die Ordnung des Diskurses. München: ...
- Foucault, Michel (1976): Mikrophysik der Macht. Über Strafjustiz, Psychiatrie und Medizin. Berlin: Merve.
- Foucault, Michel (1977): Überwachen und Strafen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1983): Der Wille zum Wissen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1986): Vom Licht des Krieges zum Ursprung der Geschichte. Berlin: Merve.
- Foucault, Michel (1977ff.): Dits et écrits, 1954–1988. Daniel Defert (Hg.). Paris: Gallimard.
- Frank, Manfred (1984): Was ist Neostukturalismus? Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Groys, Boris (2000): Unter Verdacht. Eine Phänomenologie der Medien. München: Hanser.
- Gumbrecht, Hans Ulrich/Pfeiffer, K. Ludwig (Hg.) (1988): Die Materialität der Kommunikation. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Gumbrecht, Hans Ulrich/Pfeiffer, K. Ludwig (Hg.) (1993): Schrift. München: Fink.

- Hagen, Wolfgang (2001): Radio Schreiber. Der moderne Spiritismus und die Sprache der Medien. Weimar: VDG.
- Hörisch, Jochen/Wetzels, Michael (Hg.) (1990): Armaturen der Sinne. Literarische und technische Medien 1870-1920. München: Fink.
- Hörisch, Jochen (1997): Kopf oder Zahl. Die Poesie des Geldes. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Hörisch, Jochen (2001): Der Sinn und die Sinne: eine Geschichte der Medien. Frankfurt/M.: Eichborn.
- Kaufmann, Stefan (1996): Kommunikationstechnik und Kriegführung 1815-1945. Stufen telemedialer Rüstung. München: Fink.
- Kittler, Friedrich, Turk, Horst (Hg.) (1977): Urszenen. Literaturwissenschaft als Diskursanalyse und Diskurskritik, Frankfurt/M.: ...
- Kittler, Friedrich (Hg.) (1980): Die Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften. Programme des Poststrukturalismus. Paderborn: Fink.
- Kittler, Friedrich (1985): Aufschreibesysteme 1800/1900. München: Fink.
- Kittler, Friedrich (1986): Grammophon, Film, Typewriter, Berlin: Brinkmann & Bose.
- Kittler, Friedrich/Tholen Georg C. (Hg.) (1989): Arsenal der Seele. Literatur- und Medienanalyse seit 1870. München: Fink.
- Kittler, Friedrich (1993): Draculas Vermächtnis. Technische Schriften, Leipzig: Reclam.
- Kittler, Friedrich/Schneider, Manfred/Weber, Samuel (Hg.) (1987): Diskursanalysen 1: Medien. Opladen: ...
- Lyotard, Jean-François (1977): Das Patchwork der Minderheiten. Für eine herrenlose Politik. Berlin: Merve.
- Lyotard, Jean-François (1985): Das Grabmal des Intellektuellen. Wien: Passagen.
- Lyotard, Jean-François (1986a): Das postmoderne Wissen. Wien: Passagen.
- Lyotard, Jean-François (1986b): Philosophie und Malerei im Zeitalter ihres Experimentierens. Berlin: Merve.
- Lyotard, Jean-François (1987a): Postmoderne für Kinder. Wien: Passagen.
- Lyotard, Jean-François (1987b): Der Widerstreit. München: Fink.
- Lyotard, Jean-François (1989): Streifzüge. Gesetz, Form, Ereignis. Wien: Passagen.

- Lyotard, Jean-François (1998): Postmoderne Moralitäten. Wien: Passagen.
- Münker, Stefan/Roesler, Alexander (2000): Poststrukturalismus. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Pias, Claus/Vogl, Joseph/Engell, Lorenz u.a. (Hg.) (1999): Kursbuch Medienkultur. Stuttgart: DVA.
- Rheinberger, Hans-Jörg (1992): Experiment, Differenz, Schrift. Zur Geschichte epistemischer Dinge. Marburg: Basiliken-Press.
- Rheinberger, Hans-Jörg (1993): Die Experimentalisierung des Lebens. Experimentalsysteme in den biologischen Wissenschaften 1850–1950. Berlin: Akademie.
- Rieger, Stefan (2001): Die Individualität der Medien. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Ronell, Avital (2000): Das Telefonbuch. Technik, Schizophrenie, elektrische Rede. Berlin: Brinkmann & Bose.
- Siebert, Bernhard (1993): Relais. Geschichte der Literatur als Epoche der Post. Berlin: Brinkmann & Bose.
- Virilio, Paul (1978): Fahren, fahren, fahren.... Berlin: Merve.
- Virilio, Paul (1980): Geschwindigkeit und Politik. Ein Essay zur Dromologie. Berlin: Merve.
- Virilio, Paul/Lothringer, Sylvère (1984): Der reine Krieg. Berlin: Merve.
- Virilio, Paul (1986a): Ästhetik des Verschwindens. Berlin: Merve.
- Virilio, Paul (1986b): Krieg und Kino. Logistik der Wahrnehmung. München: Hanser.
- Virilio, Paul (1989a): Der negative Horizont. Bewegung – Geschwindigkeit Beschleunigung. München: Hanser.
- Virilio, Paul (1989b): Die Sehmaschine. Berlin: Merve.
- Virilio, Paul (1992a): Bunker-Archäologie. München: Hanser.
- Virilio, Paul (1992b): Rasender Stillstand. München: Hanser.
- Virilio, Paul (1993a): Revolutionen der Geschwindigkeit. Berlin: Merve.
- Virilio, Paul (1993b): Krieg und Fernsehen. München: Hanser.
- Virilio, Paul (199?): Information und Apokalypse. München: Hanser.
- Vogl, Joseph (Hg.) (1999): Poetologien des Wissens um 1800. München: Fink.
- Welsch, Wolfgang (1988): Unsere postmoderne Moderne. Weinheim: VCH.